

Hans Wolfram Hockl:

Der Erzdonauschwabe Adam Müller-Guttenbrunn

Vortrag zur Gedenkfeier in Linz am 7. 10. 1973

Genau vor hundert Jahren, im Juni 1873, übersiedelte der damals noch nicht 21 Jahre alte Müller aus Guttenbrunn, wie er sich nannte, von Wien nach Linz. Durch eine glückliche, schicksalhafte Fügung fand der elternlose Sohn einer geachteten Mutter und eines hartherzigen Vaters nach einer an Liebe armen Jugend in Guttenbrunn, Temeschwar, Hermannstadt und Wien eine dauernde Bleibe bei der älteren, alleinstehenden Frau Thea Westphal, deren Eltern schon gestorben waren. Er bewohnte eine stille Stube im zweiten Stockwerk des Hauses Nummer 6 in der Klammstraße, einer engen, mittelalterlichen Gasse der Innenstadt. Thea Westphal war eine herzengute, gebildete Frau, die ihn dann in den sechseinhalb Jahren seines Linzer Aufenthaltes wie eine Mutter betreute und entscheidenden Einfluß auf den in einem stürmischen Reife-prozeß noch mit sich selber und seinen Ideen ringenden jungen Mann gewann. Ferdinand Ernst Gruber, der vor einigen Jahren verstorbene erste und gründlichste Biograph unseres Dichters, hat diese Jahre mit ihren tastenden Versuchen als Dramaturg und Journalist, mit ihren häufigen Rückschlägen und wenigen Erfolgen, liebevoll nachgezeichnet. Er schreibt: „Die ersten Monate und Jahre führte der Telegrapheneleve ein zurückgezogenes, einsames Leben. Mit 25 Gulden konnte er auch keine Sprünge machen. Die Bierkeller, die Gasthäuser, die Kaffeehäuser mied er. Ein Stück Brot und eine Wurst vom Fleischselcher Windischauer taten es auch. Wichtiger war dem jungen Mann, daß ihm an geistiger Nahrung nicht mangelte. Er lechzte nach Büchern und ging, sooft es ihm die bescheidene Brieftasche erlaubte, ins Landestheater und in Konzerte. Mit sauer ersparten Groschen legte er sich eine eigene Bibliothek an, in späteren Jahren, als er um ein paar Gulden mehr verdiente, hatte er einen Buchhändler, der ihm die Neuheiten regelmäßig zusandte. Nächstelang las er die Klassiker, und es tat sich ein Sternhimmel vor ihm auf an Geist und Gemüt. An Lessings messerscharfem Stil schulte er sich, lernte denken, seine Gedanken klar formen und unverschnörkelt zu Papier bringen.“ In den Tagebuchaufzeichnungen finden wir nur wenig über seine äußere Lebensführung, über die Stadt und ihre Menschen. Er bewegte sich außerberuflich nur im Kreise einiger Schöngeliter und Literaten in einem Verein, genannt Rosengarten, wo er sich als eifriger Vortragender bald einen Namen machte. Diesem Freundeskreis legte er auch seine ersten dramatischen Versuche vor, freute sich über Anerkennung und war wütend über Neid und Intrige. Die peinigenden Zweifel an seinem Talent, das oft wankende Vertrauen in seine Bildung, in sein Wissen, warfen manche Schatten auf die Linzer Jahre. Um sich selbst zu entziehen, rannte er auf den Pöstlingberg, die „Akropolis von Linz“, wie er sagte, oder ging seinen Lieblingsweg, der vom Freinberg durch das Zaubertal nach Margarethen führte, suchte Ablenkung im Theater, in den Konzertsälen, in Gesprächen mit dem „Mutterl“, wie er Frau Thea Westphal nannte. In sein Tagebuch schrieb er einmal an einem dieser quälenden Tage: „Jetzt ist wieder alles so öde um mich, und wenn ich so dastehe an meinem Fenster und auf die ausgestorbene Straße hinabsehe, da zuckt zuweilen ein dunkler Schatten durch meinen Kopf, für den Moment bin ich bewußtlos – nur ein Gefühl, ein magnetischer Drang lebt in mir – hinab, hinab kopfüber auf das Pflaster der Straße.“

„Ich leide keinen Hunger“

Nach über drei Jahren in Linz schrieb er, gleichsam als Bilanz, in sein Tagebuch: „Ich leide keinen Hunger, nein! Aber wehe mir, wenn ich nicht eine so zartfühlende, hochsinnige Freundin hätte, meine Quartiergeberin Thekla Westphal.“ Und im Sommer vorher hatte er ihr aus Bad

Ischl, wo er in drei aufeinanderfolgenden Jahren über den Sommer im Telegraphenamt arbeitete, ehrlich geschrieben: „Sie sind mir eine zweite Mutter geworden, und ich bin ein anderer geworden, meine düsteren Stimmungen wurden seltener, Ihr mildernder Einfluß auf meine Entwicklung ist unverkennbar. Ich möchte Sie stündlich um mich haben und jeden Schritt mit Ihnen besprechen. Mancher Schritt würde vielleicht anders, mancher nicht getan, und es fällt mir schwer, mich mit dem Gedanken einer Trennung von Ihnen – einer Versetzung nach Wien – zu befrieden, die aber für meine geistige Entwicklung geradezu Bedingung ist!“

„Die ganze Welt wird staunen!“

Am 10. März 1877 schrieb er in sein Tagebuch: „Heute nacht lag ich wieder bis 3 Uhr schlaflos im Bett, ein Raub meiner Gedanken. Mein ganzes Leben trat vor mein inneres Auge; mit einer solchen Schärfe, bis zu den unwesentlichen meiner Kindheitstage hinan, zog es an mir vorüber, und ich faßte wieder einmal den Entschluß, ein Buch, meine Geschichte, zu schreiben. Es müßte ein äußerst einfaches, anspruchloses Buch werden. ... Ich werde dieses Buch nicht ungeschrieben lassen – wenn etwas aus mir wird. Sollte ich, was ich 23 Stunden täglich bezweifelte, etwas erringen, dann werden unsere Literaten, die ganze moderne Welt wird staunen über meinen Bildungsgang, meine wunderbare Entwicklung.“

Welche Entwicklung aber hätte sein Leben genommen, wenn er die entscheidenden Jahre seiner geistigen Reife nicht in Linz unter den sorgenden Augen seines Mutterl verbracht hätte, und nicht in Bad Ischl, von wo er aus dem Abstand sein Verhältnis zu ihr klar überblickte. Schon am ersten Tag seines Aufenthaltes in Bad Ischl schrieb er ihr: „Die Großartigkeit der Landschaft hat mir alle Grillen aus dem Kopf und zum Glück auch aus dem Herzen gejagt.“ Aber schon setzt er in altem Trotz fort: „Hofschrannen sind mir verhaßt und ich wollte um keinen Preis in unmittelbarer Nähe eines Fürsten in dienender Stellung leben. Sie wissen, daß ich nicht gerne meinen Rücken beuge – mein Geist aber ist noch spröder.“ Doch erkennt er auch wieder die gute Wirkung dieser Arbeit in Bad Ischl: „Wenn ich Dienst habe, ruht hier stets das Ganze auf mir, denn ich bin mit dem Diener allein. Und das Bewußtsein einer so großen Verantwortung stählt das Pflichtgefühl und gibt zugleich ein Selbstbewußtsein, das einem die Erfüllung seiner Pflichten erleichtert, ja angenehm macht. Im großen Amt zu Linz war ich nur die Maschine, hier bin ich auch der Kopf.“

In Bad Ischl hatte er ein Erlebnis, das ungemein viel über sein tiefes Empfinden aussagt, mit dem die Natur ihn beglückte, schreibt Ferdinand Ernst Gruber in seiner Biographie. Eines Nachmittags lag unser junger Dichter im Wald. Ein Stein im Rasen war ihm unbequem, und er stieß ihn weg. Am nächsten Tag suchte er die Stelle wieder auf, streckte sich auf dem Rasen hin und träumte. Um ihn herum herrschte tiefe Stille, von ferne rauschte ein Bach, über den Tannen brannte die Sonne. Als er sich umsaß, gewahrte er ein Loch im üppigen Rasen, und einige Schritte davon lag der Stein. Er nahm ihn und legte ihn behutsam auf seinen alten Platz zurück, wo er viele Jahre geruht haben mochte. Mehrmals noch suchte er in diesem Sommer den Platz auf, wo sein Stein im weichen Rasen gebettet lag.

Aus dem dritten Sommer in Bad Ischl finden wir in den Tagebüchern folgende Eintragung: „Kaum ist der deutsche Kaiser fort, kommt morgen der Wiener Männergesangsverein, also gleich einige Hundert Menschen, und die Journalisten werden über dieses Ereignis wieder tausendwörtige Berichte an die Zeitungen aufgeben, so daß wir alle im Amte sein müssen.“

Dazu schreibt nun wieder Ferdinand Ernst Gruber: „Es ist nicht anzunehmen, daß Müller diese Berichte auf dem Morse-Apparat gedankenlos herunterklopfte, er wird ihren Inhalt genau überdacht, mit den tatsächlichen Begebenheiten verglichen und gewußt haben, wessen Bericht der beste war. So kam er zum erstenmal mit dem Journalismus in enge Berührung und lernte diesen Beruf in seiner Keimzelle, in der Nachricht, kennen. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sich in dem jungen Telegraphisten frühzeitig der Journalist, der Schriftsteller, regte. Er schickte Feuilletons und Gesellschaftsberichte an die Linzer „Tagespost“, in der ein Jahr zuvor sein erster Artikel erschienen war, eine Kritik zur Aufführung von Karl Gutzkow's „Uriel Acosta“. Dieser Artikel machte richtig Aufsehen im literarischen Linz, und der damals berühmte Dichter Karl Gutzkow dankte ihm in einem liebenswürdigen Schreiben für den schneidigen Mut, mit dem er für ihn und sein Theaterstück eingetreten war.“

„Ein Gegenstand der Bewunderung“

Er selbst, Müller aus Guttenbrunn, erlebte seinen ersten Erfolg mit der Aufführung seines Theaterstückes „Im Banne der Pflicht“ am Linzer Landestheater. Wir können ihm seine Beglückung nachfühlen, die sich in der Tagebucheintragung vom 20. November 1878 Luft macht: „Triumph! „Im Banne der Pflicht“ wurde am 12. und 14. d. M. unter stürmischem Beifall des Publikums gegeben. All meine Erwartungen sind weit übertroffen, ich bin seit Tagen ein Gegenstand der Bewunderung in Linz. ... Mein erster Schritt war also über alles Erwarten glücklich und ich erhielt meinen ersten Lorbeer. Als der Kranz in meine Loge kam, da fiel eine Träne, die ich nie vergessen werde, in den Kelch meines Glücks. Alle küßten mich, und mein Mutterl war ganz selig, als ich den Kranz rasch nach Hause brachte.“

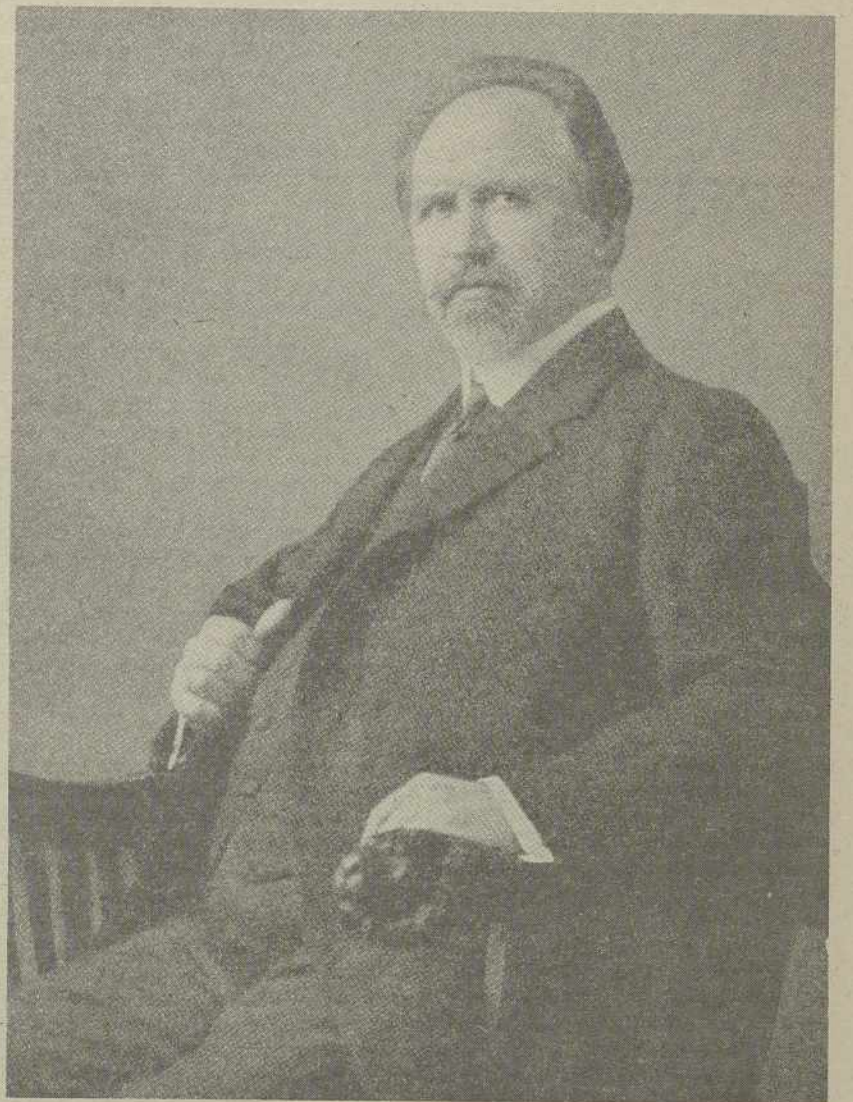
Ein Jahr darauf kehrte Müller aus Guttenbrunn mit neuen Manuskripten und altegeheuten Hoffnungen nach Wien zurück. Den heiligen Abend verbrachte er mit Frau Thekla Westphal ganz allein. Es war der Abend vor seiner Abreise. Am dritten Tag in Wien

Lest und verbreitet den „Donauschwaben“!

schrieb er in sein Tagebuch: „Mein Abschied von meinem lieben Mutterl war überaus schmerzlich, herzer-schütternd. Ich habe immer Tränen in den Augen, wenn ich daran denke. ... Welche Bande schlingt doch das Gemüt, der Geist, die Dankbarkeit! Ich glaube nicht, daß mich je Liebe an ein Weib so fesseln kann, wie an mein Linzer Mutterl, wenn dieses Weib nicht so edel und so selbstlos ist.“

Viele Jahre später, als Adam Müller-Guttenbrunn vielgeplagter Direktor des Kaiser-Jubiläum-Stadttheaters war, der heutigen Wiener Volksoper, kam er nach Linz, um sich ein Theaterstück eines jungen Autors anzusehen. In seinem Tagebuch vom 4. März 1902 finden wir folgende Eintragung: „Die Stadt entwickelt sich gegen die Donau hin prächtig und dürfte eine Zukunft haben, wenn der Donau-Elbe-Kanal gebaut sein wird. Jedenfalls ist in den letzten 22 Jahren seit meiner Übersiedlung nach Wien mehr geschaffen worden, als vorher in 100 Jahren. Das Linzer Mutterl konnte ich nicht mehr besuchen – es ist tot. Und der Gedanke daran, daß die arme alte Frau vor ihrem Ende noch Schlimmes erlebte von ihrer Umgebung, hat mich abgehalten, das Haus Klammstraße 6 zu betreten. Ihr Grab aber wußte ich nicht.“

„Arbeiten – arbeiten und nicht verzweifeln!“ schrieb Adam Müller-Guttenbrunn in jenen Tagen, da sein großartiger Plan eines Volkstheaters in Wien gescheitert war und er selbst



Adam Müller-Guttenbrunn - Symbol der donauschwäbischen und deutschösterreichischen Schicksalsgemeinschaft.

vor dem Nichts stand. Es war nicht zum erstenmal, daß er sich solche Worte zurief, dieser Leitsatz führte ihn durch sein ganzes Leben bis zum Heimatsdichter und Ehrendoktor der Wiener Universität. In ihm ist das Blut seiner Kolonistenahnen lebendig, in seinem Ringen und Schaffen wiederholt sich jene geschichtliche Tat, die aus einem verödeten Landstrich an der unteren Donau eine Kornkammer Europas schuf. Fast selbstverständlich erscheint es uns demnach, daß er jenes einmalige Geschehen in seinen reifsten Werken dichterisch gestaltet hat.

Die äußeren Umstände, die ihn nach jahrzehntelangem Fernsein in die Heimat zurückführen, ergeben sich wie von selbst, ja sie stehen unter dem Gesetz der zwingenden Notwendigkeit. Es mußte alles so kommen, wie es gekommen war, um ihn zum Dichter und Rufer seiner Heimat zu machen. Das Erlebnis der Heimkehr ist von so ungeheurer Wucht, daß es die tiefsten Gefühle des 50-jährigen Mannes entfesselt und seinen schöpferischen Impuls wie nie vorher beweist. In unwahrscheinlich rascher Folge schreibt er einen Roman nach dem andern und fügt sie zusammen zu einem unverglichenen Denkmal seiner Heimat. Was uns an diesem Werk am meisten in Erstaunen setzt, ist neben seiner Unmittelbarkeit seine Echtheit und Wahrhaftigkeit.

„Dichterischer Kunder für Osteuropa“

Heinrich Zillich, der Dichter und Vorkämpfer des Südostdeutschtums unmittelbar nach Müller-Guttenbrunn bis auf den heutigen Tag, aus einem siebenbürgisch-banater Geschlecht, sagt von ihm: „Wie der andere große Dichter des Banats, Nikolaus Lenau, aufs Geburtsland nicht beschränkt werden kann, darf dies bei Müller-Guttenbrunn ebensowenig geschehen. Zwar fängt er im Spiegel seiner besten Romane vorwiegend die dörfliche Heimat auf, doch die Stoffwahl ist nicht so entscheidend wie ihre Gestaltung. Wahrhaftig gültige Epik wird, auch wenn sie einen scheinbar kleinen Ausschnitt des Lebens beleuchtet, sinnbildlich für allgemein menschliche Verhältnisse und steigert sich zum Gemälde einer Epoche. So fand ganz Osteuropa, besonders der südliche, zwischen Alpen und Karpaten gebettete Raum mit Millionen dort eingewurzelter Deutschen in Müller-Guttenbrunn einen dichterischen Kunder, politischen Wortführer und tätigen Anwalt. ... Daß ihn der Sprachterror vom Gymnasium jagte, daß er vom Hause des Großvaters die Ruinen von Wilagosch, wo die madjarischen Rebellen 1849 die Waffen streckten, erblicken konnte, daß in der Friseurstube 1866 der damalige preu-

bisch-österreichische Krieg eifrig beschwatzte wurde – all dies klärte ihn fast handgreiflich über die Mächte und Gegenmächte auf, von denen sein Los abhing. Wie er sich dazu stellte, ist nicht zweifelhaft; im Gesicht seines Vaters, wie es uns ein Lichtbild zeigt, entdeckt man überdeutliche Züge des Trotzes, die auch ihm eignen, bloß sind sie beim Vater, der es duldet, daß seine Geliebte mit tausend Gulden großbäuerisch abgefertigt wurde, zu rücksichtsloser Härte versteint. Beim Sohn verwandelte sich die überkommene Eigenschaft auf geistig höherer Ebene zum unbeugsamen Kampfwillen gegen Zwang, Widersinn und Unfreiheit. Das vorherrschende Element seines Lebens war dieser männliche Tatenmut. ... Er muß, was jedes Berufenen Auftrag ist, die Wahrheit verkünden.“

„Glücklicher und zärtlicher Großvater“

Ich möchte heute vor allem das menschliche Bild des Erzdonauschwabens Adam Müller-Guttenbrunn zeichnen und rufe gern auch seine Schwiegertochter Anne zum Zeugen hier auf. Sie schreibt: „Vater Adam fehlte jeder Dünkel, jede Kleinlichkeit, um sein Stolz entsprang der Reinheit seines Wesens. So gewann ich ihn lieb und war glücklich, als ich merkte, daß ich ihm immer mehr zur Tochter wurde. Rührend war seine Fürsorge, als die Geburt seines Enkels näher herankam, und er holte mich auch in Wien jeden Mittag zu einem Spaziergang in den Türkenschanzpark ab. Als dann das große Ereignis vorüber war und aus Vater Adam ein Großvater Adam geworden war, lief er von einem Amt zum anderen, um seinen Sohn die Botschaft zu telegraphieren und so auch mir die Freude eines baldigen Lebenszeichens des fernen Vaters zu verschaffen. Aber er hatte keinen Erfolg, sondern wurde dahin belehrt, daß man nur Todesnachrichten ins Feld telegraphieren dürfe. „Als ob in einer Zeit des täglichen Menschenmordens die Geburt eines Kindes nicht wichtiger wäre als der Tod einer alten Großmutter“, sagte er so entrüstet, daß ich lachen mußte. Vater Adam war ein glücklicher und zärtlicher Großvater, der, als wir 1919 Wien verließen, oft zu uns zu Besuch kam und brieflich in reizender Weise an allen Ereignissen unserer Kinderstube teilnahm. Überhaupt seine Briefe! Sie blieben mir zum größten Teil erhalten und sind so lebendig, liebevoll und humorvoll, daß sie mir noch jetzt beim Lesen alle schon längst verblaßten Ereignisse deutlich vor Augen führen. Seine letzten selbstgeschriebenen Worte enthielt der Brief vom 24. Jänner 1922 und sie klingen schon wie ein leises Abschiednehmen: „Ich fühle

(Fortsetzung auf Seite 8)

(Fortsetzung von Seite 7)

mich plötzlich viel älter und patriarchalischer als je. Es geht einen Weg, auf dem ich keine Erhebung mehr sehe. Lebt wohl – und gedenket mein – Euer getreuer Vater Adam."

In dem von mir zusammen mit Schmidt, Senz und Tafferner herausgegebenen „Heimatsbuch der Donauschwaben" habe ich einige Anekdoten um Adam Müller-Guttenbrunn veröffentlicht, darunter auch die folgende, wieder erzählt von seiner Schwiegertochter Anne: „Nach der Wahl in den ersten Nationalrat der Republik Österreich fuhr er (es war noch im Jahre 1919) nach München."

Auf dem Rückweg besuchte er uns unangemeldet in Aschach an der Donau. Wir waren gerade aus Wien verzogen, und in den Zimmern standen noch zahlreiche unausgepackte Kisten. Es war eine heillose Wirtschaft. Vater Adam aber war keinesfalls ungehalten. Er übersah sofort die Situation und lachte über die erstaunten Gesichter. „Die Unordnung macht mir garnichts aus", sagte er heiter, „und im übrigen wißt ihr gar nicht, wer ich bin. Der Zollbeamte sah bei der Rückkehr meinen Paß an und reichte ihn mir mit den Worten zurück: „Oh, eine Zierde Österreichs!"

Letzter Aufruf zur Einigung

Fünzig Jahre ist es her, seit der Erzdonauschwabe gestorben ist. Er hätte umsonst gelebt, wenn wir sein Werk nur aus der Entfernung dieses halben Jahrhunderts befrachteten und lobten, ohne für unser eigenes Tun irgendeine Verpflichtung daraus zu ziehen. Für uns als Donauschwaben liegt Adam Müller-Guttenbrunns Bedeutung unbestritten darin, daß er unserem Neustamm einen klaren geistigen Auftrag hinterlassen hat. In seinem politischen Testament, niedergeschrieben im April 1922, also knapp ein Jahr vor seinem Tod, bedauert er die Zerreißung unseres Volksstammes auf mehrere Staaten, mahnt uns aber, gerade in dieser Zerstreuung eine innerliche Einheit zu werden. „Ich hoffe", schrieb er, „daß mein Aufruf zur Einigung gehört und von meinem Volk beachtet werden wird, da er vielleicht das letzte größere Dokument ist, das ich von meinem Krankenbett aus in die Welt sende. Und so grüße ich jeden einzelnen Schwaben, jeden Deutschen, der dem Boden entstammt wie wir alle, und wünsche von Herzen, daß er mich höre und dieses Mahnwort nicht wie eine andere Schrift in den Wind streue und darüber zur Tagesordnung übergehe."

Haben wir diesen Auftrag erfüllt? Sind wir innerlich eine Einheit gewor-

Der Erzdonauschwabe Adam-Müller-Guttenbrunn

Vortrag zur Gedenkfeier in Linz am 7. 10. 1973

seits ist es notwendig, den Auftrag Müller-Guttenbrunns neu zu überdenken. Die Donauschwaben sind nicht nur geographisch weit voneinander getrennt, sie leben auch in verschiedenen, in ihren Extremen entgegengesetzten Gesellschaftssystemen. Alle äußeren Gegensätze aber werden von unserer immer noch stark ausgeprägten, unverwechselbaren Eigenart, unseren donauschwäbischen Stammesbewußtsein, ausgeglichen. Niemand kann behaupten, daß es so bleiben wird, eher sollte man in sachlicher Beurteilung der Lage sich auf das Gegenteil einstellen. Am längsten wird sich das Donauschwabentum meiner Ansicht nach im Banat erhalten; weniger in Ungarn. In Österreich und in der Bundesrepublik Deutschland werden unsere Nachkommen in einer Generation zwar noch wissen, daß sie donauschwäbischer Abstammung sind, aber sie werden keine Donauschwaben mehr sein. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang, und niemand will ihm entgegenwirken. In Übersee vollzieht sich die Assimilierung ebenso unaufhaltsam, obwohl dort die Stammesart vielleicht noch zwei oder drei Generationen lang erhalten bleibt. Jetzt ist es so, daß die Kinder der nach dem Zweiten Weltkrieg aus Österreich und Deutschland ausgewanderten Donauschwaben nur noch mit wenigen Ausnahmen die deutsche Sprache beherrschen.

Die heutige Situation

Ich war zweimal drüben, ich kenne fast alle größeren Stadtgruppen, und ich habe auf meiner Vortragsreise in diesem Sommer erfahren, daß sich in den zehn Jahren seit meinem ersten Besuch ein grundsätzlicher Wandel vollzogen hat, nämlich der, daß 1963 in den Jugendgruppen fast überall noch deutsch gesprochen wurde, weil die damals Jugendlichen hier in Europa deutsche Schulen besucht hatten, daß aber die heutigen Jugendlichen nicht mehr deutsch sprechen, weil sie drüben geboren sind und amerikanische Schulen besuchen. Unsere Landsleute haben zwar mit großem Opfer und Idealismus deutsche Wochenendschulen gegründet, die in den größten Stadtgruppen Chicago, Cleveland, Detroit, Milwaukee, Los Angeles, Philadelphia, New York, Toronto, Windsor und so weiter seit rund einem Jahrzehnt bestehen, aber dieser Hilfsunterricht hilft wenig, wenn zu Hause nur amerikanisch gesprochen wird, und das ist mit ganz wenigen Ausnahmen in allen donauschwäbischen Familien der Fall.

Die Sprache der Mutter ist nicht mehr ihre Muttersprache, sie geht verloren, bei den reichsdeutschen Einwanderern noch viel rascher als bei den Donauschwaben mit ihrer stärker ausgeprägten Eigenart, ihrem Familiensinn, ihren traditionsgebundenen Werten, die andere deutsche Stämme nicht mehr in dem Maße besitzen wie wir. Hierauf beruht auch die Hoffnung unserer Landsleute in Übersee, diese ausgeprägte Stammesart so lange zu bewahren wie möglich, auch ohne die deutsche Muttersprache.

Was bleibt noch übrig?

Was bleibt noch übrig von dem Auftrag, den uns Adam Müller-Guttenbrunn gegeben hat? Zuletzt nur noch das geistige Erbe. Und hier, bei der Einbringung und Verwaltung dieses Erbes sehen wir allererdingen ein erfreulich vielseitiges Wirken und Werken unserer schöpferischen Menschen, Dichter und Schriftsteller, Forscher und Gelehrten, Seelsorger und Erzieher. Noch nie in unserer über 200jährigen Geschichte hat sich die geistige Kraft des Donauschwabentums so voll entfaltet wie heute. Und gerade heute, da wir unseres Lehrmeisters gedenken und seinen wunderbaren Lebensweg bewundern, seine menschliche Größe, die sich bekundet in seinem Ethos, in seinem ehrlichen, unbestechlichen Streben nach Hochzielen im Dienste seines Volkes, da wir ihn überall als einen unserer Größten feiern, erachte ich es für not-

wendig, auf seine Jünger hinzuweisen, die in seiner geistigen Nachfolge nun schon seit einem Vierteljahrhundert unentwegt schaffen, um das Unvergängliche unseres donauschwäbischen Erbes zu heben, aufzuheben für die nach uns Kommenden. Auch in diesen Werken leben, wie am 3. August dieses Jahres ein führender Landsmann in Los Angeles nach meinem Vortrag sagte, die Donauschwaben weiter und werden weiter leben, wenn wir längst gestorben sind. Zehn Tage später, nach meinem Vortrag in Cleveland, erinnerte der deutsche Konsul die Zuhörer, daß Gestalt und Wesenheit der Donauschwaben nur noch heute von den derzeit schöpferisch tätigen Donauschwaben dargestellt werden könne, denn nach ihnen tue es niemand mehr.

Beim Tag der Donauschwaben am 5. August in Chicago – wir waren eine Woche vorher über die Goldene Brücke von San Francisco gefahren – entwarf ich vor 5 000 Landsleuten das Bild von der Goldenen Brücke der Donauschwaben, einer geistigen Verbindung, die vom Pazifik über den amerikanischen Kontinent führt, über den Atlantik nach Deutschland und Österreich, nach Ungarn und Rumänien. Es ist ein Symbol der Verbundenheit aller Donauschwaben auf der weiten Welt, es darf als Idealbild noch lange stehenbleiben, und alle Donauschwaben werden über diese Brücke bis an den Pazifik zueinander finden, so oft sie nur wollen.

In Amerika sprach ich mehrmals mit Pfarrer Boskamp, einem Westfalen, der seit jungen Jahren als Seelsorger unter Donauschwaben wirkt, in Europa, Argentinien und Nordamerika. Als ich meinte, die Donauschwaben seien ausgeprägte Individualisten, antwortete er mir: „Nein, keine Individualisten, sondern starke Persönlichkeiten!" Oho, dachte ich überrascht und erfreut zugleich, und antwortete: „Ja, das wäre gar nicht so schlecht. Hätten wir hundert starke Persönlichkeiten, die sich in grundsätzlichen Fragen der Gemeinschaft nur manchmal einig sind, dann wäre es noch besser." Und ich erzählte ihm von dem Baum der donauschwäbischen Einigkeit, den Rudolf Ferch, der Bruder unseres berühmten Malers Franz Ferch, vor vierzig Jahren in plastischer Farbigeit gemalt hatte. Auf jedem der wohl hundert Äste dieses

Baumes sitzt ein Männlein, und jedes dieser hundert Männlein arbeitet eifrig mit seiner Säge. Das Männlein auf dem untersten Ast rechts sägt an dem Ast über ihm, das Männlein auf diesem angesägten Ast sägt genauso kräftig an dem nächstoberen Ast, und so geht es weiter bis hinauf in die höchste Spitze. Dort oben aber vollzieht sich endlich die Umkehr, nämlich die Einsicht, daß es so nicht weitergeht. Also läßt sich das oberste Männlein herab und sägt an dem Ast des links unter ihm sitzenden Männleins, dieses macht es genauso, und so geht es weiter, bis das letzte Männlein links unten den Ast des rechts neben ihm sitzenden Männleins ansägt, getreu den vielen Beispielen oberster und höchster Stellen. So schließt sich der Zauberkreis der tätigen donauschwäbischen Einigkeit.

Unser eigentliches Bild

Aber Father Boskamp nahm die Donauschwaben erst recht in Schutz. „Das war vielleicht vor vierzig Jahren so, aber doch nicht heute!" „Ich weiß nicht", sagte ich, „aber ich hab auch ein Bild gemalt, und vielleicht paßt meines besser für uns Donauschwaben von heute. Unsere hundert starken Persönlichkeiten schaffen an einem gemeinsamen Werk, einem Riesengobelin. So groß ist dieser kunstvoll gewebte Wandteppich, daß die Werkenden einander überhaupt nicht oder nur undeutlich erkennen. Jeder schafft für sich selbst nach eigenem Gefühl und Maß, jeder verwendet seine Lieblingsmotive und Lieblingsfarben, der erste malt eine Geige vor rotweißgrünem Hintergrund, der zweite einen Dudelsack vor blauweißrotem Hintergrund der dritte eine Hirtenflöte vor blaugelbrotem Hintergrund, der nächste eine Zither vor rotweißbrotem Hintergrund, der nächste eine Pauke vor schwarzrotgelbem Hintergrund, der nächste eine Trommel vor schwarzweißrotem Hintergrund, dieser malt Hammer und Sichel vor dem grellsten Rot, jener einen blanken Pflug mit einem Ährenkranz vor strahlendem Blau. Jedes Bild im einzelnen ist ein treffliches Werk, doch bietet der große Gobelin, aus kurzer Entfernung betrachtet, nur eine verwirrende Vielfalt von Farben, Symbolen und Bildern. Man könnte fast

Eine Rede des schwäbischen Schriftstellers Karl Götz

Gehalten auf dem Bundestrachtenfest der Donauschwaben in Sindelfingen am 2. Februar 1974

Seit Jahren findet in Sindelfingen ein donauschwäbisches Trachtenfest statt. Es ist nicht nur die periodische Übung eines überlieferten Brauchtums unserer Volksgruppe im Rahmen der Landsmannschaft, sondern ein stimmungsvoller Treffpunkt heimatverbundener Menschen, zum größeren Teil Donauschwaben aus vieler Herren Länder, zum Teil aber auch alteingesessene Schwaben, deren teilnahmebefriedigende Herzensneugierde auf alles, was heute noch an Heimatverbundenheit erinnert, freundlich ausgerichtet und anteilnahmevoll geschärft ist. Die Festreden erinnern manchmal an Martin Luthers Wittenberger Thesen, manchmal sind sie auch wie herzerfrischende Trinksprüche an einer Hochzeitstafel anzuhören.

Diesjahr hielt zu dieser Gelegenheit der alteingesessene schwäbische Dichter, Schriftsteller und Schulmann im Ruhestand, Karl Götz, die besagte Rede. Er hat es nicht gern, wenn von ihm die Rede ist und gleich am Anfang ein Gloria mundi über ihn angestimmt wird. Aber es ist trotzdem Tatsache, daß er vorigen Herbst den Donauschwäbischen Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg verliehen bekam. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er wahrscheinlich heute als der einzige noch lebende binnendeutsche Chronist des Auslandsdeutschtums angesprochen werden kann. Seine erzählerischen Schilderungen sind von Anfang bis zu Ende farbenfroh, stimmungserhebend, gemütererfüllend

und mit pointierter Spannungsgeladenheit ausgefüllt und belebt, gleichwohl, ob sie den Furchen eines wolgadeutschen Pflügers entlangführen, ob sie eine siebenbürgische Kirchenburg mit ihren stolzen, etwas steifen Kirchgängern schildern, oder ob sie von einem Ereignis irgendeines schwäbischen Dorfes zwischen Donau und Theiß oder einem auslanddeutschen Treffen Nord- oder Südamerikas berichten. Wo Karl Götz seinen Leser oder Zuhörer mit einer Lektüre oder einem gesprochenen Wort hinführt, ist Heimat, wo er verharren läßt, ist heimatliche Atmosphäre, die jeden anspricht.

So geschah es auch am 2. Februar diesjahr in der Sindelfinger Stadthalle. Wer die Zuhörerschaft beobachten konnte, durfte befriedigt feststellen, daß es noch Worte gibt, die den Weg zu den Herzen unserer jungen Menschen finden. Karl Götz fand diese Worte mit Leichtigkeit. Man fühlt sich an der Hand gefaßt und die breite heimatliche Dorfstraße entlang geführt. Behutsam und verständnisvoll. Man hört eine Liedweise und vernimmt deutlich klingendes Spiel. Man glaubt, den Duft der Akazienblüten einzunehmen, obzwar das Wort Akazienbaum überhaupt nicht gefallen ist. Und das Verwunderliche: Der Siebzigjährige spricht wie ein Junger, der sich im festlichen Gewande zu einem Reigentanz anstellt. So wie Karl Götz die Deutschen außerhalb der Grenzen Deutschlands kennt und beschreibt, so erkennt und kennt und deutet er

sagen, es sei ein supermodernes Kunstwerk, das heute nur die Künstler selber verstehen – oder vielleicht erst eine kommende Generation aus ihrem größeren Abstand, wenn man in der Zusammenschau all dieser Farben, Bilder und Symbole unser eigentliches Bild erfaßt.

Die Adam Müller-Guttenbrunn-Forschung ist noch lange nicht am Ende. Ferdinand Ernst Gruber hat ein Bild unseres Dichters gezeichnet, das bisher unbekannte Züge in seinem Antlitz aufzeigt. Ich habe heute versucht, einen Abschnitt seines Lebens zu skizzieren, die Linzer Jahre, vor allem in seinen menschlichen Beziehungen. Mit seiner kulturpolitischen Bedeutung werden sich unsere zahlreichen Kulturzentren, Kulturstellen, Kulturverbände, Stiftungen und Forschungen zu befassen haben. Als die dringlichste Aufgabe des Kulturverbandes, der den Namen unseres Erzdonauschwabens trägt, erachte ich die Ordnung, Katalogisierung und Verwaltung des rund 2 500 Einheiten umfassenden Adam Müller-Guttenbrunn-Nachlasses, den Adam Thim im Auftrag von Müller-Guttenbrunn gesammelt und vor seinem Tode Dr. Nikolaus Britz, dem Leiter der Forschungs- und Kulturstelle der Österreicher aus dem Donau-, Sudeten- und Karpatenraum in Wien zu treuen Händen übergeben hat, damit er dort in einer Zentrale der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehe. Das Erbe Adam Müller-Guttenbrunns halten jene lebendig, die das bittere Schicksal unseres Volksstammes in der Vertreibung und Heimatlosigkeit bis in die dunkelsten Abgründe erlebt haben, jede menschliche Not, jede Demütigung, aber auch die seelische Größe in der aller tiefsten Erniedrigung dieser Jahre nach dem Krieg. Auch Adam Müller-Guttenbrunn hätte in die verborgenen Schichten unserer Volksseele hineingelacht, sie getröstet in ihrer Verzweiflung, sie erhoben in ihrer Ergebenheit, sie gestärkt in ihrer Hoffnung, sie ermutigt in ihrem ungebrochenen Lebenswillen. Er hätte die Probleme der Vergangenheit vergessen und uns aufgerichtet mit einem neuen Glauben an die Zukunft. Er hätte aus dem Schicksal, das uns alle getroffen hatte, Leid und Not aller Einzelnen in sich aufgenommen und es verwandelt zu reiner Menschlichkeit. Jede Zeit hat ihre Bestrebungen, Wertungen zu verändern und andere Maßstäbe anzulegen. Wir haben unsere Maßstäbe in den fünfzig Jahren gewonnen, die seit dem Tode Müller-Guttenbrunns bis heute verflossen sind, in dem halben Jahrhundert vom hoffnungsvollen Aufschwung bis zum tödlichen Absturz. Es ist die uralte Erkenntnis, um die zu allen Zeiten gerungen wurde und heute erst recht gerungen wird: Der Mensch ist das Maß aller Dinge!

aber auch seine schwäbischen Landsleute. Anders als Willi Reichert, der sich nicht nur manchmal, sondern zumeist des Skurillen bediente.

Karl Götz bringt auch köstliche Selbstironie als schwäbischer Volkskundler zum Besten, aber seine Ironie enthält selbst in der Pointe noch einen ganz zarten Hauch von Weihevollen.

Seine Romane „Das Kinderschiff", „Brüder über dem Meer" und „Wenn die Hoffnung nicht wäre" schildern Menschenchicksale in glückhaftem Lebensablauf und bitterer Not; seine Erzählungen sind Postillen der Besinnung und Einkehr. In den Jahren 1934 und 1939 erhielt er den Volksdeutschen Schrifttumspreis und 1941 den Wilhelm-Rabe-Preis und den Volkspreis der deutschen Gemeinden.

Johannes Wurtz

SEHNSUCHT

(eines Kriegsgefangenen)

Es tröstet die Sterne den Einsamen nicht,
Er sitzt und grübelt und sinnet,
Sein Auge wird trüb, zu Stein sein Gesicht;
Zu langsam die Zeit ihm verrinnet.
Zu lange dünkt ihm der Gefangenenschaff Qual.
Das Herz will von Sehnsucht zerspringen.
Die Heimat zu sehn, noch ein einziges Mal,
Das würde Erlösung ihm bringen.
Denn, einsam und finster ist um ihn die Welt.
Er dürstet nach sorgender Liebe,
Die glücklich, wie einst, seine Tage erhellt.
Ach, wenn nur die Sehnsucht ihm bliebe!

Jakob Haug

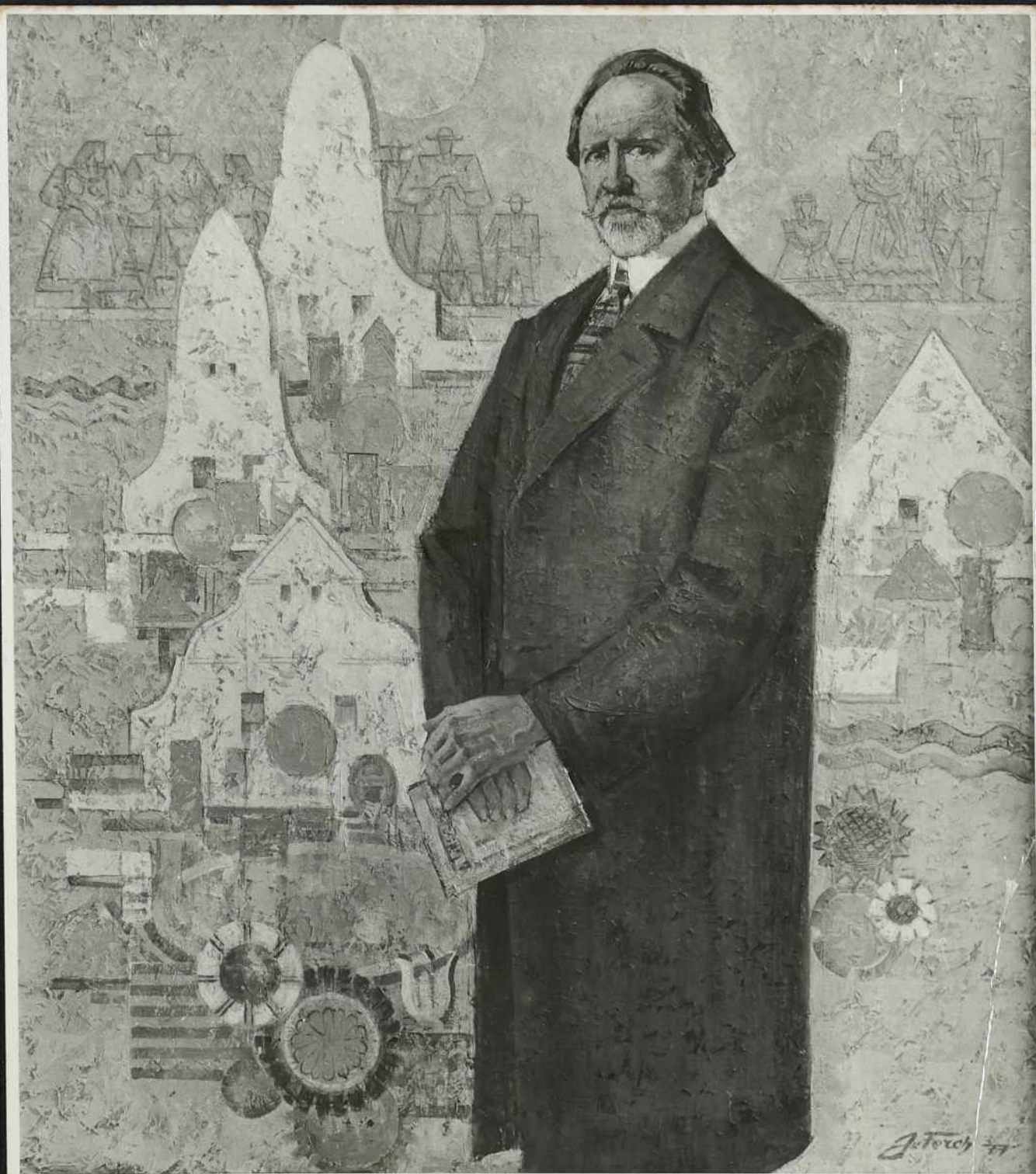
Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beidseitige Dolmetscher

Johann Sabo

Übersetzungsbüro
68 Mannheim 1
Tattersallstraße 43
(Direkt am Wasserturm)
Postfach 2002 - Tel. 2 15 00

den? Der Zweite Weltkrieg hat uns in die größte Katastrophe unserer Geschichte gestürzt, hat uns noch mehr auseinandergerissen und in alle Welt zerstreut. Etwa 200 000 Donauschwaben leben noch im Banat, etwa 300 000 in Ungarn, weniger als 100 000 in Österreich, über 300 000 in der Bundesrepublik Deutschland, einige Tausend in der Deutschen Demokratischen Republik, in Nordamerika leben etwa 300 000 Menschen donauschwäbischer Abstammung, etwa 100 000 in Südamerika, einige Tausend in Australien. Trotz dieser weltweiten Zerstreuung habe wir uns in den drei Jahrzehnten nach dem Verlust der Heimat immer als eine durch Abstammung, Geschichte und Schicksal verbundene Einheit empfunden und werden sie auch im Geiste des Erzdonauschwabens noch lange bewahren können. Adam Müller-Guttenbrunn geht nicht, wie ein alter Müller-Guttenbrunn-Forscher in seiner Rede zur Müller-Guttenbrunn-Feier im Januar dieses Jahres wortwörtlich meinte, „vor allem die großen Siedlungsgebiete Banat und Siebenbürgen an", sein Werk und Leben gilt allen Donauschwaben. In seinem Namen spreche man nicht für Separatismus, sondern für Sammlung! Ander-



ikgs

→ 10 cm Breite

Fene Franz, 1977

Porträt Adam Müller-Jüttelmann
al auf Leinwand. ¹⁹²⁷ ^{In der} 736 X 115 cm ^{In der}
befindet sich in der (Lenaustraße, Temesváros)

gehört zum Werk 1 als Titelbild des Kopro

17

An Herz
D. D. Heinrich Jüttel
aus freundschaftlicher Erinnerung!
Jo Fene